

PETRA GABRIEL

Der Kartograph

KNECHT
FRANKFURT AM MAIN



Originalausgabe

Alle Rechte vorbehalten

© Verlag Josef Knecht in der Verlag Karl Alber GmbH 2006

Herstellung: fgb · freiburger graphische betriebe 2006

www.fgb.de

Gesamtgestaltung und Konzeption:

Weiß – Grafik & Buchgestaltung, Freiburg

Coverbild: Henri Testelin: «Colbert stellt Ludwig XIV.
die Akademie der Wissenschaften vor» (Detail), 1667

ISBN: 978-3-7820-3005-2

I.

MARIE GRÜNINGERS LACHEN brachte sie zusammen. Es machte sie zu Freunden. Es machte sie zu Rivalen. Damals wussten sie noch nicht, dass sie das Bild der Welt in den Köpfen der Menschen für immer verändern würden.

«Iovis te perdat», Jupiter möge dich vernichten! – Fluchend erhob sich Martin Waldseemüller. Sein neuer Mantel war ruiniert. Sein Kopf dröhnte. Jemand hatte ihm von hinten eins über den Schädel gezogen. Er musste zu Boden gegangen und kurz bewusstlos gewesen sein. Mit der Linken tastete er seinen Gürtel ab. Verdammt, die Börse war auch verschwunden. Fassungslos starrte er auf den Druck in seiner anderen Hand. Er war zerrissen und voller Straßendreck. Dabei hatte er ihn erst kurz zuvor von einem Händler erstanden. Es war die erste Abbildung von diesen Indiern, die in Basel kursierte. So hatte Kolumbus diese Wilden jedenfalls genannt.

Nun war das Blatt dazu noch zerfetzt und zerknüllt. Er hatte sich beim Fallen mit der Hand abgestützt, in der er es hielt, und es dabei schlimm beschädigt. Der Händler war verschwunden. Kurz kam ihm der Verdacht, dass dieser mit dem Räuber gemeinsame Sache gemacht hatte. Es konnte doch kein Zufall sein – gerade als er seine Börse wieder einstecken wollte, war er niedergeschlagen worden. Der Dieb würde allerdings enttäuscht sein, wenn er die Börse öffnete. Es waren nur noch zwei

Kupfermünzen darin. Der Händler hatte einen exorbitant hohen Preis für den Druck gefordert. Er wusste, er würde ihn bekommen. Wenn nicht von ihm, dann von anderen Käufern. Die Leute prügeln sich fast um die erst in diesem Jahr erschienenen Holzschnitte der Wilden, die in dieser neuen Welt lebten. Sie sollten angeblich Kannibalen sein.

Der Druck bestätigte dieses Gerücht. Doch im Moment verschwamm die Abbildung immer mehr vor seinen Augen. Ohne wirklich zu erkennen, was er sah, stierte er auf einen halbnackten Mann und die Frau mit den bloßen Brüsten, die gerade menschliche Glieder verspeisten. Sie saßen in einer offenen Hütte aus Holzstämmen und trugen Blätterröcke sowie seltsame Kopfbedeckungen aus Federn. Gleich rechts davon war das so teuer erstandene Blatt entzwei. Ein Riss zog sich mitten durch einen Kopf samt einigen Gliedern, die mit einem Seil aufgefädelt worden waren und über einem offenen Feuer rösteten.

Ihm wurde schwindlig. Er schwankte und blinzelte mit den Augen, um wieder klarer sehen zu können. Der Mann, der ihn überfallen hatte, war längst verschwunden, untergetaucht im Gewühl des Basler Marktplatzes, zwischen all den Buden und Ständen, den Devotionalienhändlern mit den Bauchläden, den vornehmen Damen im Pelz mit Zofen, Ammen und Kindern wie die Orgelpfeifen, zwischen den Handwerkern und Kesselflickern, den Bauerndirnen aus der Umgebung.

«Pestis te teneat», die Pest möge dich holen!, fluchte er noch einmal. Die Suche nach dem Angreifer war zwecklos. Er würde sich mit dem Verlust der Börse abfinden müssen.

Ein stechender Schmerz durchfuhr seinen Schädel. Er tat wohl besser daran, ins Haus seines Onkels Jakob zurückzukehren. Ungeschickt rieb er an dem Straßendreck auf seinem Mantel herum. Das vergrößerte die Sauerei nur noch. Der auf-

kommende Wind trieb einen üblen Geruch in seine Nase. Es stank nach Kot und ihm wurde schlecht.

In diesem Moment hörte er ihr Lachen. Er blickte auf. Sie war noch jung, sicher sehr viel jünger als er, und betrachtete ihn amüsiert. Sie versuchte, nicht unhöflich zu erscheinen, das Lachen zu unterdrücken. Es gelang ihr nicht. Ihr Gesicht wurde immer röter, schließlich kniff sie die smaragdgrünen Augen zusammen, hielt sich die Hand vor den Mund und prustete los.

Martin Waldseemüller hatte noch niemals einen Menschen so wunderbar lachen sehen. Er starrte sie fasziniert an. Für einige Augenblicke war der Überfall vergessen, das aufregende Bild, der hämmernde Schmerz in seinem Kopf. Die Welt verengte sich, alles andere um ihn herum hörte auf zu existieren. Seine Wahrnehmung war völlig von diesem zauberhaften Geschöpf gefangen genommen. Es machte ihm nichts aus, dass sie über ihn lachte.

«Marie, rei dich zusammen, wir sollten dem armen Mann helfen, nicht uns über ihn lustig machen» – erst jetzt wurde ihm bewusst, dass sie mit drei Begleitern unterwegs war, zwei davon wohl einige Jahre jünger als er selbst, einer ungefähr im Alter von Marie.

Ihm wurde erneut schwindlig. Er suchte Halt, griff in die Luft. Dann spürte er, wie ihm die Sinne schwanden. Arme fingen ihn auf.

«Philesius, halt ihn fest, schnell, er kippt um!», rief eine Mädchenstimme. Noch auf dem Weg hinüber in die Ohnmacht empfand er Entzücken darüber, dass sie sich Sorgen um ihn machte.

«Ilacomylus», konnte er gerade noch murmeln. Doch der Versuch, sich vorzustellen, endete jäh. Es wurde dunkel um ihn.

Er erwachte in einer fremden Welt und von kleinen, spitzen Schreien. Langsam klärte sich sein Blick. Er stellte fest, dass er

auf dem Samtüberzug eines geschnitzten Sofas lag. Sein Kopf wurde von mehreren Kissen gestützt. Jemand hatte ihm den Mantel ausgezogen und das Hemd über der Brust geöffnet, damit er mehr Luft bekam. Auf einem Tischchen stand ein Glas mit einer roten Flüssigkeit, offenbar Wein. Daneben funkelte eine Karaffe aus Kristall. Alles in diesem Raum kündete von Wohlstand.

Wieder einer dieser kleinen Schreie. Sie war es! Sie hatte ein verdrecktes Blatt in der linken Hand und fuhr mit dem Zeigefinger der Rechten darauf herum, ihren Ausrufen nach hin- und hergerissen zwischen wohligem Erschauern und Neugier. Zwei Männer standen neben ihr. Zwei Köpfe folgten den Bewegungen der weiblichen Hand, einer mit rotbraunen, der andere mit hellbraunen Haaren, und bildeten den Rahmen für ihren dunklen Schopf. Die Männer mochten so um die 20 Jahre alt sein. Der dritte, der Jüngste, ebenfalls ein halber Rotschopf, hielt sich ein wenig abseits.

«Da, da hinten liegt noch ein Arm! Puh, Philesius, das ist gruselig. Wie könnt Ihr Euch nur mit dieser Mundus Novus, dieser neuen Welt beschäftigen! Die Frauen dieser Wilden haben alle nackte Brüste! Dann hier, im Vordergrund, nein wie schrecklich. Bruno, schau, die Mutter mit dem Kind an der Brust – sie reicht ihrem Sohn doch tatsächlich einen Menschenkopf als Mahlzeit. Seht ihr, da hinten, auf dem Meer, das müssen die Pinta und die Nina sein. Nein, die Santa Maria! Basilus, das dürfte dich interessieren. Du beschäftigst dich doch mit Schiffen.»

«Ich beschäftige mich nicht mit Schiffen, ich werde auf einer Karavelle in diese neue Welt reisen!», verkündete der Jüngste im Brustton der Überzeugung.

«Unser Freund Philesius hier hat dir wohl den Kopf verdreht, mein Sohn», erklärte in diesem Moment eine sonore Stimme, und ein korpulenter Mann betrat erstaunlich behände den

Raum. Er machte den Eindruck eines gut situierten Menschen, der mit sich im Reinen ist. «Du kommst aus dem Geschlecht der Amerbach, wir sind Drucker. Wir drucken die Manuskripte über die neue Welt, ihre Erforschung überlassen wir anderen.»

Der Junge zog ein beleidigtes Gesicht. Martin Waldseemüller begriff, dass es sich hier vermutlich um einen alten Disput zwischen Vater und Sohn handelte.

«Was habt ihr denn da so Spannendes», erkundigte sich der alte Amerbach. Was er sah, gefiel ihm nicht. «Seid ihr denn von allen guten Geistern verlassen? Marie Grüninger ist unser Gast, ihr Onkel hat sie meiner Obhut anvertraut. Und nun lasst ihr zu, dass sie sich solch schreckliche Szenen ansieht. Wie könnt ihr nur!»

Sie hieß also Marie Grüninger. Nun kannte er ihren ganzen Namen. «Grüninger» – das sagte ihm etwas. Was nur? Sein Schädel schmerzte höllisch. Er konnte sich nicht erinnern. Stattdessen dämmerte es ihm, dass es wohl langsam Zeit wurde, sich bemerkbar zu machen. Er räusperte sich vorsichtig. Niemand achtete auf ihn.

«Onkel Amerbach, dieser Druck kursiert überall. Selbst die Kleinkinder sprechen über die neue Welt und ihre Bewohner. Das ist in Straßburg auch nicht anders.»

«Trotzdem ist das kein Bild für eine junge Dame.»

Die junge Dame warf den Kopf nach hinten. «Ich habe in der Druckerei meines Onkels Schlimmeres zu Gesicht bekommen. Ihr wisst, dass er die Bilder liebt, und ihm werden die seltsamsten Holzschnitte angeboten. Besonders die Heiligenbilder sind sehr grausam und blutig. Er spricht oft mit mir darüber und zeigt sie mir. Außerdem hat uns Philesius keineswegs den Kopf verdreht. Habe ich Euch nicht unlängst zu ihm sagen hören, dass Ihr ihm fast ein wenig böse seid, weil er *De ora Antarctica* über die neue Welt nicht bei Euch herausgebracht hat, sondern bei Hupfuff?»

Martin Waldseemüller richtete sich mit einem Ruck auf. Das war Philesius, der Mann, der die Einführung von 22 Versen zu Vespuccis *Mundus Novus* geschrieben und der dieses Werk über die neue Welt erst kürzlich unter dem Titel *De ora Ant-arctica* herausgebracht hatte?

Der Mann, den er unbedingt hatte treffen wollen? Mein Gott, dieser Philesius war noch so jung. An die acht bis zehn Jahre jünger als er selbst. Trotzdem sprach er bereits fließend Latein, Griechisch, Hebräisch, verstand sich auf Mathematik. Das hatte er jedenfalls gehört. Es erschien ihm wie ein Wunder, dass dieser junge Gelehrte, dieser neue Stern am Firmament der Humanisten so unverhofft in seiner Nähe weilte. Wieder dieser stechende Schmerz. Er stöhnte.

Philesius blickte zu ihm hinüber. «Sieh an, unser Raubopfer ist erwacht. Sein Schädel ist wohl dicker, als es zunächst den Anschein hatte.»

Sie kamen zu ihm, vier Köpfe neigten sich über ihn, vier Augenpaare schauten auf ihn herab, zwei blaue, ein bernsteinfarbenes und eines, das ihn einhüllte wie grüner Samt. Er erhob sich rasch, um seinen Rettern mit einer tiefen Verbeugung zu danken – was ihm einen erneuten Stich im malträtierten Kopf bescherte.

«Martin Waldseemüller, zu Euren Diensten.» Bei den letzten drei Worten blickte er hinüber zur smaragdäugigen Marie Grüninger. Dann räusperte er sich erneut. «Verzeiht, dass ich Euch so viele Umstände mache. Danke für die Hilfe – ich» – er schwankte.

«Setzt Euch hin, Freund. Es gibt Zeiten, da ist etwas weniger Höflichkeit auch keine Schande», dröhnte die Stimme des alten Amerbach. «So, so, Ihr seid also der berühmte Ilacomylus. Der Mann, der es sich in den Kopf gesetzt hat, eine weltumspannende hydro-geographische Karte mit den Entdeckungen die-

ses Florentiners Amerigo Vespucci und der anderen Seefahrer zu fertigen.»

Martin Waldseemüller war verwirrt. «Ihr wisst von mir und meinen Plänen?»

«Natürlich. Die neue Welt ist überall ein Gesprächsthema und damit auch der Mann, der mit seiner Karte den Seefahrern die besten Routen über das große Meer aufzeigen will – mit den Winden und der Strömung gen Westen, der untergehenden Sonne und angeblich neuen Paradiesen entgegen, um es weniger prosaisch auszudrücken. Euer Onkel Jakob erzählte mir davon. Schade, dass Ihr schon einen Drucker habt. Diese Arbeit würde mich interessieren.»

«Mein Onkel Jakob? Ihr kennt meinen Onkel?»

«Wir sind beide Mitglieder der Safranzunft. So treffen wir einander immer wieder. Euer Onkel ist sehr stolz auf seinen gelehrten Neffen, den Kartographen und Humanisten Ilacomylus, der sogar in den Kreisen der großen Freiburger Humanisten verkehrt. Es freut mich, endlich Eure Bekanntschaft zu machen. Auch wenn es unter für Euch ungünstigen Umständen ist.»

Sollte das abschätzig klingen? Gut situierte Männer wie dieser Amerbach beschäftigten sich normalerweise nicht mit den Söhnen von Metzgern und den Neffen von mäßig erfolgreichen Druckermeistern. Aber nein, Martin Waldseemüller konnte in den Augen seines Gastgebers kein nur geheucheltes Interesse erkennen. Und hatte er nicht Drucker gesagt? Natürlich, endlich dämmerte es ihm. Amerbach! Dieser Johann Amerbach war einer der erfolgreichsten Drucker von Basel. Ein Mann mit den besten Verbindungen zu den Kartäusern, die ihm ein wertvolles Manuskript nach dem anderen aus ihrer Bibliothek lieferten. Der Amerbach, von dem selbst der gelehrte Gregor Reisch, der Kartäuserprior in Freiburg, mit größter Hochachtung sprach!

Er holte Luft, wollte etwas sagen, brachte aber wegen seines dröhnenden Schädels wieder nur ein unartikulierte Stöhnen heraus. Er hätte sich ohrfeigen können. Dieses wunderbare Mädchen, diese Schönheit Marie Grüniger, musste ihn für einen greinenden Schwächling halten. Sie musterte ihn neugierig. Er konnte nicht erkennen, was sie dachte. Der Ausdruck ihrer Augen blieb unergründlich. Nur einmal ganz nah bei ihr sein, mit ihr sprechen, sie...

Amerbach unterbrach seine schwärmerischen Fantasien. «Ich bin hier der Unhöfliche. Verzeiht. Nun setzt Euch schon, mein Freund. Es wird Zeit, dass Ihr erfahrt, in wessen Haus Ihr hier gelandet seid. Ich werde mit der Dame beginnen.»

An ihrem Lächeln erkannte Ilacomylus, dass ihr der Ausdruck Dame sehr gefiel. Zu ihrem Grübchen im Kinn brachte es auch noch zwei weitere in ihren Wangen hervor. Er betrachtete sie hingerissen, musste seine ganze Kraft zusammennehmen, um sie nicht wie ein Ochse anzustarren. Er wandte sich wieder seinem Gastgeber zu. Im Augenwinkel bemerkte er noch, dass Philesius ihn mit einem amüsierten Funkeln in den Bernstein-Augen beobachtete.

«Jeder Mann reagiert so auf Marie. Sie weiß das und nutzt das entsprechend aus», erklärte der Jüngste in der Runde mit verbissenem Gesicht. Martin Waldseemüller sah, dass sie leicht errötete. Ihre Verwirrung machte sie womöglich noch anziehender.

«Basiliu...», hob sie an. Doch Amerbach unterbrach ihren Protest.

«Basilius, mein Sohn, du solltest Marie nicht so behandeln.»
«Er ist eifersüchtig, Vater. Eifersüchtig auf jeden Mann, der nur in ihre Nähe kommt.»

«Bruno, vergisst nun auch du deine Erziehung? Was soll unser Gast von uns denken. Nach allem, was ich von ihm hörte, käme er niemals auf unziemliche Gedanken einem jungen, un-

schuldigen Mädchen gegenüber Schon gar nicht in seinem Zustand. Seht ihr denn nicht, dass er kurz davor ist, wieder ohnmächtig zu werden?» In den wasserblauen Augen des Druckers blitzte der Schalk. Die Söhne funkelten den Vater wütend an.

Martin Waldseemüller hatte das Gefühl, dass zumindest Amerbachs letzte Feststellung nicht gänzlich von der Hand zu weisen war.

«Hier, nehmt einen Schluck», unterbrach die sanfte Stimme von Marie Grüninger seine Selbstbetrachtungen, und eine zarte Hand reichte ihm anmutig das Glas, das neben der Karaffe gestanden war. Sie hatte sich überraschend schnell wieder gefasst, so als ob sie solche Dispute schon zu kennen schien. «Der Bader, der vorhin Euren Kopf untersuchte, hat irgendwelche Schmerztropfen und beruhigende Kräuter hineingetan. Das wird Euch helfen. Dann hat er erklärt: «Entweder übersteht er es, oder auch nicht.» Jedenfalls ist in Eurem Schädel wohl kein Knochen gebrochen, das Innere wurde nur gehörig durchgeschüttelt von dem schlimmen Schlag, den Ihr erhalten habt.» Ihre Stimme war ganz die einer praktischen Hausfrau. «Wenn ...»

Gab es denn irgendetwas, das dieses Mädchen nicht auf wunderbare Weise tat? Selbst solche Sätze wie: «Der Bader hat gesagt, entweder übersteht er es, oder auch nicht» verloren ihren Schrecken, wenn Marie sie aussprach, bekamen etwas Tröstliches, Hoffnungsvolles.

Amerbach unterbrach sie. «Kinder, jetzt ist aber Schluss. Was soll unser gelehrter Gast nur von euch denken! Ilacomylus – ich darf Euch doch so nennen –, jetzt müsst Ihr wirklich zunächst einmal erfahren, in wessen Haus und bei wessen missratener Brut Ihr Euch befindet.»

Der Magister Ilacomylus nahm einen großen Schluck Wein. Er war mit Wasser vermischt und schmeckte bitter. Er hoffte, dass statt des Alkohols wenigstens das Schmerzmittel sei-

ne Wirkung tun und seinen inneren Aufruhr etwas dämpfen würde.

«Mein Name ist Johann Amerbach, Drucker zu Basel. Ihr seid in meinem Haus in der Rheingasse gelandet. Diese beiden Burschen hier sind meine beiden größeren Söhne. Bruno ist der ältere und Basilius der jüngere. Zusammen mit dieser vorlauten jungen Dame und einem Freund, Matthias Ringmann, haben sie Euch im Pferdekarren hierher gebracht, als Ihr ohnmächtig wurdet. Zum Haushalt gehören außerdem mein Weib Barbara, meine Tochter Margret und mein Jüngster, Bonifacius. Die drei sind unterwegs, sie wollten auf den Markt. Doch sie müssen bald kommen. Die junge Dame hier, von der bereits öfter die Rede war, ist Marie Grüninger, die Nichte meines Freundes und Druckerkollegen Jean Grüninger zu Straßburg. Der andere Gast, Matthias Ringmann, genannt Philesius, ist einer der aufstrebendsten jungen Gelehrten unserer Zeit. Er war der Lektor der Neuauflage von Gregor Reischs *Margaritha philosophica*. Außerdem hat er eine Edition des Briefes von Amerigo Vespucci über dessen Reise von 1501/1502 in die neue Welt herausgebracht. Da Ihr ja den Plan habt, eine Seekarte mit dem Weg zu den neuen Territorien zu veröffentlichen, habt Ihr mit ihm sicherlich einiges zu besprechen. Unser Freund Philesius und meine Söhne haben sich übrigens beim Studium in Paris kennengelernt. Ich wollte, die Zielstrebigkeit von Philesius würde sich etwas auf sie übertragen.»

Und ob er etwas mit Philesius zu besprechen hatte! Seit Wochen schon versuchte er vergeblich, an Abschriften der Original-Briefe zu kommen, die der Florentiner Vespucci über eine seiner Reisen geschrieben hatte.

Außerdem hieß es, Vespucci wolle eine ganze Abhandlung über alle seine Fahrten verfassen, er sei sogar dabei, selbst Karten zu entwerfen. Ach, wenn er sie doch nur sehen könnte! Sie wären ihm unentbehrliche Quellen, um sein eigenes großes

Vorhaben abzusichern. Und nun traf er wie aus heiterem Himmel mit diesem Philesius zusammen. Es war wie ein Zeichen Gottes.

Er konnte seiner Freude über die Begegnung keinen Ausdruck verleihen. Wieder brachte er kein Wort hervor.

«Vater!» Nun protestierte Bruno Amerbach, der wegen der Bemerkung des Vaters über seine Söhne verärgert war.

«Ich meinte damit eher Basilius», schob Amerbach aufgeräumt nach. «Er lässt nämlich immer seinen Bruder die Briefe in die Heimat schreiben, damit ich sein Latein nur ja nicht korrigieren kann. Meine Söhne sind zurzeit auf einem kurzen Urlaub in der Heimat. Die jungen Herren benötigen Geld.»

«Vater!» Jetzt war es an Basilius, ein zorniges Gesicht zu ziehen. Der Umgangston im Hause Amerbach schien Martin Waldseemüller ziemlich rau, aber dennoch herzlich zu sein.

«Verzeiht, dass ich Euch solche Umstände mache. Verzeiht auch meine Verwirrung. Aber heute begegne ich Menschen, deren Gesellschaft ich schon so lange suchte. Die Eure zum Beispiel, verehrter Meister Amerbach. Ihr geltet als einer der besten Drucker Basels. Euer Ruf kommt nur noch Eurem Leumund als guter Christenmensch und Bürger, als Humanist und Freund der Wissenschaften gleich, dem eines Mannes, der besser Latein und Griechisch spricht als mancher Gelehrte.»

Martin Waldseemüller griff sich an die Stirn. Er hatte das Gefühl, dass seine kleine Rede gestelzt klang. Doch die richtigen Worte tauchten nur mit Mühe aus dem zähen Nebel auf, der in seinem Kopf waberte.

Stockend sprach er weiter: «Und dann habe ich heute auch noch die Ehre, Philesius zu treffen, den ich – verzeiht die Vertraulichkeit – schon so lange als Bruder im Geiste betrachte. Seit ich das erste Mal von ihm hörte, seit ich die Verse las, die er den Reisebeschreibungen Vespuccis vorangestellt hat. Sie zeugen nicht nur von tief empfundener poetischer Kunst und dem

Humor eines geschliffenen Geistes, sondern auch von weitreichendem geographischen Wissen. So lange schon strebe ich danach, ihm zu begegnen, mit ihm über mein Vorhaben, über die neue Seekarte zu sprechen.» Die letzten Worte kamen immer leiser. Das Reden fiel ihm unendlich schwer.

«Ihr lasst mir zu viel der Ehre zukommen, werter Freund. Das muss wohl dem Schlag über den Schädel zuzuschreiben sein», erwiderte Matthias Ringmann trocken. «Eher müsste ich mich glücklich schätzen, Euch vorgestellt worden zu sein. Gregor Reisch erzählte oft von Euch, als wir die Änderungen an seiner großen Enzyklopädie, der *Margarita philosophica*, besprachen. Immer wieder hat er mir erklärt, dass ich Euch unbedingt treffen müsse, falls ich weitere Arbeiten über die Terra incognita plane. Ihr wärt einer der belesensten und gebildetsten Astronomen, Geographen, Mathematiker, Kartographen und Kosmographen weit und breit. Und Theologe natürlich.»

Philesius musste seine kleine Rede unterbrechen. Ein schlimmer Hustenanfall machte ihm zu schaffen. Er zog ein seidenes Taschentuch aus dem Ärmel seiner Jacke. «Verzeiht», keuchte er und hielt das spitzenbesetzte Seidentuch vor den Mund. Es hatte ursprünglich offenbar einer Dame gehört. «Eine kleine Unpässlichkeit, die mich seit meiner Kindheit begleitet. Sonst wäre ich schon längst selbst in diese neue Welt aufgebrochen.»

«Sagt, Philesius, von wem stammt denn dieses zauberhafte Spitzentüchlein, das Ihr da so angelegentlich vor Euren Mund haltet?» Die Stimme von Marie Grüninger klang zuckersüß. Die junge Schönheit hatte offenbar durchaus auch Haare auf den Zähnen. Martin Waldseemüller fand selbst das unwiderstehlich.

In diesem Moment betrat ein junges Mädchen den Raum. Sie mochte wohl 16 Jahre alt sein, in etwa so alt wie Marie Grüninger. Sie umarmte diese stürmisch. «Stell dir vor, wen wir getroffen haben! Deinen Verehrer, der ...»

«Margret, wir haben einen Gast. Willst du ihn nicht erst begrüßen? Heute scheinen mich wohl alle meine Sprösslinge beschämen zu wollen», polterte Johann Amerbach los. «Barbara, meine Beste, du mußt unbedingt etwas tun, um deine Kinder besser zu erziehen», rief er der Matrone entgegen, die ins Zimmer kam.

Diese war unverkennbar die Mutter jenes soeben eingetroffenen Mädchens. Beide waren wie sittsame Basler Bürgerinnen gekleidet, nur, dass die Ältere eine Haube trug, wie es sich für verheiratete Frauen geziemte. Die Qualität des Leinens und die sorgsame Einfassung der Mieder kündeten ebenfalls vom Wohlstand der Familie. Auch wenn der schlichte, hoch geschlossene Schnitt der Unterkleider wohl Zurückhaltung und Sittsamkeit ausdrücken sollte.

Marie Grüninger wirkte mit ihrem sehr viel tieferen Ausschnitt und den kräftigen Farben geradezu wie ein Paradiesvogel neben diesen beiden bescheiden in Dunkel und Pastell gewandeten Frauen. Martin Waldseemüller stellte erst jetzt fest, dass das Grün ihres mit silbernen Litzen eingefassten Mieders genau zu ihren Augen passte. Die geflochtenen Ärmel des Überkleides waren mit dunkelgrünem Samt unterlegt. Ihr Haarnetz, das ebenfalls in Grün und Silber glitzerte, vertiefte den Smaragdton ihrer Augen noch. Im Moment hatte sie jedoch keinen Blick für ihn. Die jungen Mädchen hatten sich in eine Ecke des Zimmers zurückgezogen, flüsterten leise miteinander und kicherten.

Die Basler prunkten nicht so mit ihrem Reichtum wie die Straßburger, das hatte Martin Waldseemüller begriffen. Sie gaben sich zurückhaltend. Das galt selbst für ihre Häuser. Diese sahen von außen, von der Straßenseite her, eher schmucklos aus. Doch wer in die Innenhöfe kam, jenen Teil des Hauses, der nur den Familien und ihren Besuchern vorbehalten blieb, der wurde schnell eines Besseren belehrt. Manche dieser Höfe

waren an Pracht kaum zu überbieten. Brunnen plätscherten in lauschigen Ecken mit Bänken und begrünten Pavillons. Allerlei Blumen und Kräuter aus fernen Regionen der Welt sowie Statuen aus aller Herren Länder, bevorzugt nach der Art der alten Griechen, ergänzten das Bild. So manches der teilweise wirklich antiken Kunstwerke hatte wohl als Gegenleistung für ein anderes Gut den Besitzer gewechselt. Die Basler galten nicht umsonst als geschickte Kaufleute.

«Wieso meine Kinder? Es sind doch deine Kinder, dachte ich immer, werter Gatte», wehrte sich jetzt Barbara Amerbach. Sie schien ihrem Mann an Schlagfertigkeit keineswegs nachzustehen. Martin Waldseemüller verneigte sich höflich, so gut es mit seinen zitternden Knien eben ging. Statt einer Begrüßung schlug die Hausfrau die Hand vor den Mund und stieß einen kleinen Schrei aus. «Ihr blutet ja, Magister. Bei Gott, was haben sie denn mit Euch gemacht? Warum hat denn niemand die Wunde verbunden?»

«Er wurde überfallen, liebste Barbara», setzte Johann Amerbach zur Erklärung an.

«Ja, wir haben ihn gefunden, er ist vor unseren Augen in Ohnmacht gefallen», mischte sich Marie Grüninger vom Esstisch aus ins Gespräch. «Wir haben ihn hierher gebracht und dann den Bader geholt.»

«Und der hat gesagt, entweder er schafft es, oder er schafft es nicht», fügte Basilius an.

«So, so, das hat der Bader gesagt.» Barbara Amerbach schmunzelte. «Wie ich sehe, ist das Letzere der Fall. Glücklicherweise. Kommt, junger Herr. Wir wollen Eure Wunde am Hinterkopf verbinden. Ich werde allerdings dafür wohl einen Teil eurer Kopfhaut kahl scheren müssen. Eure Haare sind ja mit Blut verklebt. Derweil könnt Ihr mir erzählen, was Euch geschehen ist. Christine, eil dich, ich brauche deine Hilfe, wir haben einen Verletzten.»

«Gott segne den praktischen Verstand meiner Barbara», erklärte Johann Amerbach schmunzelnd und betrachtete seine Frau liebevoll. Diese hatte keine Zeit, das zu bemerken. Sie bedachte die ältere Frau, die auf ihr Rufen hin ins Zimmer gelaufen war, mit einer ganzen Flut von Anordnungen. Unter anderem der, für den Gast ein zusätzliches Gedeck fürs Abendbrot aufzulegen. Martin Waldseemüller bekam keine Gelegenheit zu protestieren. Offenbar war Barbara Amerbach nicht an Widerspruch gewöhnt. Philesius blinzelte ihm verschwörerisch zu, als sie ihn am Arm packte und aus dem Zimmer zog. Im Hinausgehen sah er noch, dass auf dem obersten der wertvollen Amerbach'schen Brokatkissen ein großer Blutfleck prangte. Barbara Amerbach wischte seine gestammelte Entschuldigung mit einem knappen «Macht Euch darüber bloß keine Sorgen» zur Seite.

Später, beim Essen, betrachtete Martin Waldseemüller die Runde, in die er so unerwartet geraten war. Er fühlte sich wohl und zufrieden, sein Kopf schmerzte bereits bedeutend weniger. Die Schmerztropfen taten ihre Wirkung. Allerdings zierte seinen Hinterkopf nun tatsächlich eine kahle Stelle. Glücklicherweise war sein kragenlanges Haar so lockig und dicht, dass dadurch der Makel beinahe vollständig verdeckt wurde. Er sprach nicht viel während des Essens, was aber niemanden zu stören schien. Die Mahlzeit war nahrhaft und praktisch – Gemüsesuppe, geräucherter Rheinfisch, gepökelttes Fleisch, eingelegte Zwetschgen, eine Pastete.

Martin Waldseemüller war glücklich, einfach zuhören zu können. Das Stimmengewirr verschmolz zu einer angenehmen Musik, fast schon zu einem Schlaflied. Ja, er fühlte sich erschöpft. Barbara Amerbach hatte ihn tüchtig ausgefragt. Er trank seinen Wein, hörte das Gemurmel der Unterhaltung am Tisch, immer wieder unterbrochen von dem hellen Lachen Marie Grüningers.

Ein Diener zog die schweren Samtvorhänge vor den Butzenfenstern zu und zündete die Kerzen im Kandelaber an. Da erst wurde Martin Waldseemüller bewusst, dass die Nacht schon längst hereingebrochen war. Wie konnte er nur so unhöflich sein und die Gastfreundschaft dieser Menschen so lange in Anspruch nehmen! Er musste sofort aufbrechen. Bei diesem Gedanken spürte er erneut einen Stich, dieses Mal im Herzen und nicht im Kopf. Er konnte den Gedanken kaum ertragen, Marie Grüninger vielleicht niemals wiederzusehen. Doch es half nichts.

«Ich bringe Euch», erklärte Matthias Ringmann, als Martin Waldseemüller seine Absicht kundtat, nun aber endlich aufzubrechen.

«Aber es ist weit, wir müssen über den Fluss nach Großbasel bis in die kleine Gerbergasse. Das ist fast beim Heuberg. Wir werden eine Weile laufen müssen. Wollt Ihr Euch das wirklich antun?»

Amerbach protestierte: «Ich werde Euch einen Diener mit dem Pferdewagen mitgeben.» Doch Martin Waldseemüller bestand darauf, zu Fuß zu gehen. «Die Nachtluft wird mir helfen, meinen Kopf wieder klar zu bekommen», erklärte er.

«Ich hoffe, Euch bald wieder in meinem Haus begrüßen zu dürfen», gab ihm der Drucker mit auf den Weg.

Martin Waldseemüller hoffte das auch. Denn dort, in der Rheingasse, lebte Marie.

Es hatte in der Zwischenzeit geregnet, eines jener kurzen, aber heftigen Sommergewitter, nach denen die Welt wieder wunderbar sauber duftete, hatte sich über Basel entladen. Gerade ausreichend Regen, damit der Wind den Straßenstaub nicht mehr aufwirbeln konnte, doch nicht genug, um die zähe Masse von Dreck und Kot in den Rinnen in einen stinkenden Matsch zu verwandeln. Martin Waldseemüller atmete tief ein,

die kühle frische Nachtluft füllte seine Lungen. Sie wandten sich nach rechts, der Rheinbrücke zu.

Es war still in den Straßen von Kleinbasel, die Menschen schliefen. Hin und wieder hörten sie das Miauen einer Katze. Martin Waldseemüller hing seinen Gedanken nach. In der Dunkelheit erinnerte ihn dieser Bereich der Stadt, die Häuser, die dicht an dicht die Gasse säumten, ein wenig an Freiburg, besonders im Sommer. Er lebte nun schon so lange in der Stadt am Rheinknie. Doch noch immer fühlte er sich hier nicht so recht daheim. Noch immer war er nichts als der arme Neffe eines Druckers, der es zu nichts gebracht hatte.

Eine Weile gingen die beiden Männer schweigend nebeneinander her. Martin Waldseemüller dachte an Marie. Und er überlegte, wie er diesen Philesius näher kennenlernen konnte. Er musste ihn unbedingt dazu bringen, ihm die originalen Briefe Vespuccis wenigstens zu zeigen.

«Macht Euch keine Hoffungen. Sie ist versprochen. Grüninger hat seine Nichte nur zu den Amerbachs geschickt, weil Barbara Amerbach den Ruf einer tüchtigen Hausfrau hat. Marie ist Waise. Ihre Eltern sind schon vor Jahren gestorben, kurz nacheinander. Die Mutter war Grüningers jüngere Schwester. Grüninger und seine Frau haben sie deshalb in ihrem Haus aufgenommen. Sie soll nun von Barbara Amerbach lernen, einen Haushalt zu versehen, bevor sie heiratet. Ein Mädchen wie Marie Grüninger ist nicht für Männer wie Euch und mich bestimmt», unterbrach Ringmann den Fluss seiner Gedanken.

«Ihr liebt ...?»

«Ja, ich verehere sie auch. Jeder Mann verehrt sie. Doch der einzige Reichtum, den ich besitze, der befindet sich in meinem Kopf. Meine Familie ist einfach, ich komme aus armen Verhältnissen. Marie ist eine Frau, die im Licht stehen muss, um zu glänzen, die Gold braucht, Perlen, schöne Kleider. Das kann ich ihr nicht bieten. Und Ihr seid ein studierter Theologe, ein

Mann, der früher sogar im Dienst des Bischofs von Konstanz stand, wie man hört. Demnach ist sie auch nichts für Euch, Magister.»

Martin Waldseemüller schaute prüfend zu Matthias Ringmann hinüber. Seine Miene wirkte angespannt. Doch was er sagte, wirkte ehrlich.

«Das, was Ihr über mich sagt, hört sich zwar gut an, aber eigentlich bin ich ein Niemand. Ich wurde im Kirchendienst immer unzufriedener. Die Arroganz der Rechtschaffenen und Hochgeborenen in Verbindung mit manchmal kleinlicher Geisteshaltung machte mir zu schaffen. Mein Vater war Metzger, Zunftmeister zwar, aber Metzger. Zusammen mit seinem Bruder Hans betrieb er im väterlichen Doppelhaus <Zum Hechkopf> außerdem einen ausgedehnten Viehhandel. Deshalb nannten sie ihn in Freiburg <Judenküng>.» Es war Martin Waldseemüller anzuhören, wie sehr ihn die Nennung dieses Schandnamens noch heute schmerzte. «Ach, aber warum erzähle ich Euch das alles.»

Matthias Ringmann legte ihm kurz die Hand auf die Schulter, zog sie dann aber sofort zurück, als wäre ihm diese Berührung peinlich. Martin Waldseemüller begriff, dass sein Begleiter schüchtern war. Um so mehr überraschte ihn die Wärme, mit der er dann antwortete. «Weil wir Brüder sind. Brüder im Geiste, das spürt Ihr doch auch. Sprecht weiter. Das ist noch nicht das Ende der Geschichte, oder?»

«Nein. Es schien alles gut zu werden. Mein Vater kam sogar in den Stadtrat. Dann geschah das Schreckliche. Noch während ich in Freiburg an der Universität studierte, schloss sich mein Vater den Aufrührern an, die den gewaltsamen Versuch planten, einige Mitglieder des Magistrats zu vertreiben, die ihnen nicht genehm waren. Eines Abends trafen sich die Verschwörer vor dem Zunfthaus der Metzger, dem Haus <Zum Sternen>. Als sich mein Vater auf den Heimweg machte, wurde er direkt vor